

Wer unsere Artilleristen dabei an der Arbeit sah, dem muß es schwer ums Herz werden, und wann er noch so abgeschumpft wäre durch die Leiden der letzten Tage... Die Augen naß, das Gesicht verhärtet... Es war bitter... Morgen kommt dann der Tag der Uebergabe und dann die Reise. Wohin? Wohl nach Sibirien... Daß es so kommen mußte und dabei noch keine Aussicht, die uns die Hoffnung brächte, bald nach Hause zu kommen. Weiter schreiben, wäre zwecklos!... Ob der Brief überhaupt noch an seine Adresse kommt? Die Flieger übernehmen ihn zur Weiterbeförderung... Daß sie doch die Heimat wiedersehen möchten!...

Bilder aus Serbien.

An die Schrecken mittelalterlicher Pestzeiten wird man durch die Schilderungen erinnert, die der bekannte englische Leekönig und Sportsmann Sir Thomas Lipton über die Ausdehnung des Typhus in Serbien veröffentlicht. Er prophezeit, daß die Seuche schließlich Serbien vernichten wird, wenn nicht schnellstens Abhilfe geschaffen wird.

Die Leiterin eines Hospitals in Kragevagh bekommt Tag für Tag Leute im Typhusdelirium auf Ochsenwagen zugeführt, die sie nicht beherbergen kann u. die dann an ihrer Lüre sterben. Verartiges, tausendfach wiederholt, ist das Bild, das Serbien heute bietet. Das Land ist von einem Elend heimgesucht, wie wohl noch nie ein Land. Nisch, das sonst eine Bevölkerung von 15.000 bis 20.000 Seelen hat, zählt deren nun 100.000. In dieser überfüllten Stadt gibt es Typhusfälle nach Tausenden. In Nisch erreicht die Zahl der Toten täglich 300, die Kirchhöfe reichen nicht aus, um die Leichen zu beerdigen. Überall sieht man Ochsenkarren durch die Straßen rumpeln, die beladen sind mit delirierenden Kranken. Auf den Straßen sitzen, bleich und unter dem ersten Anfall der Seuche erschauend, Leute, die sich nicht weiter schleppen können. Lyon besuchte die Krankenhäuser überall und fand alle voll Typhus. Oft hatte man weder Bettläger noch Matrasen. Stellenweise waren Matrasen aneinander gelegt und drei oder vier Patienten teilten sich in einer Matrasen. Was mit den Frauen geschieht, daran mag Lipton kaum zu denken; in keinem der Hospitäler war ein weiblicher Patient zu sehen; überall sieht man nur Männer. Für die Frauen ist kein Platz, und sie müssen in ihren Häusern umkommen, ohne Arzt und ohne Arzneien.

Dr. Ryan, der dem amerikanischen Roten Kreuz für Serbien vorsteht, und 2900 Patienten in seiner Obhut hat, behauptet, daß, wenn es nicht noch gelingt, auf irgend eine Art, der Seuche Einhalt zu tun, die Hälfte der Bevölkerung Serbiens dahingerafft werde. Frau Hanfin Hardy, die einem Hospital vorsteht, das aus einem alten Gefängnis geschaffen wurde, hat 600 Kranke, aber keinen Arzt, auch keine Krankenschwestern zu ihrer Behandlung. Nicht das Mindeste von Arznei- und Desinfektionsmitteln steht ihr zur Verfügung. Die einzige Hilfe, deren sie sich erfreut, ist die einiger österreichischer Gefangener, die keinesfalls im Zustand von Sauerberkeit sind, den die Krankenpflege verlangt. Da Typhus (es handelt sich nicht um Unterleibstypus, sondern Flecktyphus) eine Seuche ist, die nicht durch Impfung bekämpft werden kann, und durch Ungeziefer übertragbar ist, ist es zur Bekämpfung unerlässlich, alle infizierten Kleidungsstücke zu vernichten und durch neue zu ersetzen. Es ist ebenso notwendig, die von der Krankheit Befallenen zu isolieren. Dazu fehlen bis jetzt alle Mittel. Die Rote Kreuz-Abteilungen mehrerer Länder sind trotz aller Aufopferung machtlos gegen die Seuche, die mit Riesenschritten fortschreitet. So wenig es Isolierabteilungen oder Zelte in Serbien gibt, so sehr fehlt es an Krankenkleidung und allerhand Sanitätsmaterial, Apotheken und Arzneien, Betten und Bettzeug, Milch und Sterilisierungsapparate, vor allem aber: Ärzten und Krankenschwestern, und so werden mehr Serben durch die Seuche hingerafft, als durch die Waffen des Feindes.

Die Luftschildwachen in Paris.

Der Pariser Korrespondent der „Berliner Post“ gibt eine Schilderung von den Pariser Luftabwehrmaßnahmen, die infolge der letzten Zeppelinfahrten über Paris sehr interessant ist. Luftschildwachen nennt man das Fliegerkorps, das an einem Ort nordöstlich von Paris stationiert ist, stets bereit, wenn Alarm geschlagen wird, aufzusteigen, um dem Feinde in der Luft zu begegnen. Dieses Fliegerkorps wur-

de im Herbst gebildet, als die Tauben ihren wenig willkommenen Besuch in Paris abstatteten. Das Luftgeschwader hat seine Konzentrationbasis an einem günstig gelegenen Platz, der gefährlichsten war an der Front, wo die Deutschen Paris am nächsten sind. Im Lager befindet sich stets eine große Anzahl von Maschinen, die sich besonders für die Jagd auf feindliche Luftfahrzeuge eignen. Jede Maschine ist mit einer Mitailleuse armiert, jede hat ihren besonderen Führer und einen Beobachter und ist mit den verschiedenartigsten Bomben ausgerüstet. Das Aerodrom ist für Neugierige streng abgesperrt; übrigens gibt es dort auch nicht besonders interessante Dinge zu sehen, denn die ganze Anlage unterscheidet sich in nichts von einem anderen Aerodrom mit seinen Hangars und Baracken. Erst wenn das Telephon Alarm läutet, kommt kriegerisches Gepräge über dieses Lager. Wenn signalisiert wird, daß eine deutsche Taube oder ein Zeppelin sich auf dem Wege nach Paris befindet, ernennt der drahtlose Telegraph und das Telephon die Neugierigkeit von Stadt zu Stadt weitergegeben hat: „Taube in der oder der Sektion“ (die Luftverteidigung von Paris ist nämlich in verschiedene Sektionen geteilt), so kommt Bewegung in das Lager; alles ist bereits im voraus vorbereitet. Die Maschinen stehen in ihren Schuppen klar zum Ausrücken, wie die Dampfspritzen auf einer Feuerwehration, stets mit Benzin im Behälter, mit geladener Mitailleuse und den Karabiner bereit zum Schuß. Die Aviatiker ergreifen ihr Lederzeug, Helm und Brille mit einem Handgriff, das Fernglas und die Kartentasche fliegt über die Schulter und im selben Augenblick, wenn das Luftfahrzeug herausgezogen ist, haben auch die beiden Flieger bereits Platz genommen und geben das Signal. Die Maschine beginnt zu arbeiten, rast über das Feld, steigt in die Luft, der Führer gibt den Kurs an, der Höhenmesser markiert, und mit gutem Winde im Rücken fliegt die Maschine mit einer Geschwindigkeit von 125 Kilometern in der Stunde davon. Nun heißt es aufpassen, wenn der kleine schwarze Punkt am Himmel im Fernglas des Observatoriums zwischen zwei Wolkeln in Sicht kommt. Die Flieger müssen mit großer Intelligenz manövrieren, sie müssen steigen und fallen, sich dem feindlichen Luftschiff nähern, über ihm kreuzen und den Versuch machen, mindestens 100 Meter über ihm emporzufliegen, und wenn der Feind das gleiche versucht, durch entgegengesetzte Manöver ihm auszuweichen.

Kleine Mitteilungen.

Deutschland. München. Prof. Roentgen vollendete das 70. Lebensjahr. Er erhielt vom König von Bayern in Privataubenz einen hohen Orden. Die gesamte gebildete Welt entbietet dem Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, die heute eine so große Rolle, besonders in der Medizin spielen, die herzlichsten Glückwünsche.

Graue Theorie und feldgraue Praxis. Die „Post“ erzählt folgendes Geschichtchen: Ein alter Gymnasialprofessor, der lange Jahre an einer Schule Deutschlands im Deutschen Unterricht erteilt hatte, und wegen seiner strengen Zensuren gefürchtet gewesen war, weshalb viele seiner Schüler es vorgezogen hatten, an einem auswärtigen Gymnasium ihr Examen zu machen, ging eines Tages in Berlin über die Friedrichstraße, als ein junger Feldarauer grüßend vor ihm stehen blieb. Er sah den Soldaten fragend an, bis dieser seinen Namen nannte. Erfreut erkannte der Professor einen ehemaligen Schüler und schüttelte ihm die Hand:

„Nun, wie geht es Ihnen? Ich habe Sie ganz aus dem Auge verloren. Haben Sie Ihr Examen gemacht?“

„Jawohl, Herr Professor! Sie gaben mir immer so schlechte Zensuren im Deutschen, und da bin ich nach Gotha gegangen.“

„Und was machen Sie jetzt?“

„Ich bin bei den Fliegern und war schon in Frankreich und England.“

„Nun, dann wünsche ich Ihnen, daß Sie recht bald das Eisene Kreuz bekommen.“

Da knöpfte der Soldat den Mantel auf: er hatte bereits das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse. Achtungsvoll zog der Professor seinen Hut.

„Ich sehe, ich habe Ihnen unrecht getan. Im Deutschen sind Sie mir doch über!“

— Brot aus Strohmehl. Unter der Ueberschrift „Eine neue Quelle der Volksernährung“ veröffentlicht der „Berliner Volksanzeiger“ einen Artikel, wonach der Privatdozent an der Berliner Universität Dr. Friedenthal einen Weg gefunden hat, reiche Nährwerte aus einem recht unbedachteten

und billigen Material zu gewinnen. Dieses Material ist das Stroh. Dr. Friedenthal hat die Zellhäute des Strohs sozusagen zerrissen und gleichsam die unverbauliche Schale befeuchtet. Er hat dann das Stroh zu Mehl gemahlen. Monatlang donnerten in dem stillen Dorort, in dem Friedenthals Laboratorium steht, die Motoren der verschiedenen Mühlen und aus dem lärmenden Apparat glugten dann die Gemüsepulver hervor.

Die Herstellung von Strohmehl kann ohne Anwendung großer technischer Mittel bewerkstelligt werden. Dr. Friedenthal hat aus Strohmehl vor den Augen seiner Laboratoriumsgäste, vor Gelehrten, Beamten, Landwirten, Brot gebacken und es schmeckte wie gutes Roggenbrot, das etwa die bekannten Rümmlerbrötchen enthalte. Er hat nur mit Zusatz von Salz und Fett Suppe gekocht, er hat Brei hergestellt und er hat das höchste Erstaunen jedes Feinschmeckers erregt; denn die Suppe und der Brei hatten merkwürdigerweise den Geschmack und das Aroma von frischem grünem Gemüse. Man könnte sagen, diese Speisen schmeckten nach jungen Schotten. Man darf nicht vergessen, das Strohmehl hat schon nichts mehr mit dem Begriff Stroh zu schaffen. Eben dadurch, daß es gemahlen wurde, sind alle Bestandteile, die gerade das Stroh ausmachen, nämlich die harten, ungenießbaren und unverbaulichen Zellhäute, gründlich zerkört.

Nichts spricht gegen den weiteren Verkauf von Stroh. Das Strohmehl kann auch mit Melasse verarbeitet werden und ist dann in Kuchenform ein sehr billiges Schweinefutter. Weiter stellt man daraus künstliche Körner für Hühner und Pferde her.

— Förderung des Feldbaues. Laut Regierungsratsbeschluss des Kantons St. Gallen vom 12. März ds. J. betr. Förderung des Feldbaues werden pro 1915 für den Umbruch von Wiesland und die Anlage rationaler Neukulturen in Sommergetreide, Mais, Kartoffeln oder Gemüse kantonale Anbauprämien ausgesetzt und zwar für jede Hektar Fr. 75.—.

Der Kanton Graubünden gewährt den Landbesitzern für neu umbrochene Wiesland und alte eingewachsene Kleecker Anbauungsbeiträge. Für Kartoffeln und Gemüseland 1 Fr. per Are, für Sommergetreide aller Art (Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Mais) 50 Rp. per Are.

— Rheinschiffahrt. Zu Schiff von Basel bis Berlin! Durch den kürzlich dem Betrieb übergebenen Rhein-Weser-Kanal ist eine direkte, sehr vorteilhafte Schiffahrtsverbindung zwischen Basel-Strasbourg und Bremen entstanden. Die wirtschaftlichen Vorteile, die diese Verbindung mit sich bringt, sind recht große, wird doch dadurch den oberrheinischen Interessenten ein neues Absatzgebiet erschlossen. Besonders ins Gewicht fallen die billigen Transportkosten für Getreide und Futtermittel, Kohlen und Holz. Aber auch für Bergnütungsstouren und sportliche Fahrten eignet sich die neue Kanalverbindung. Man kann nun mit dem Schiff von Strasbourg aus über Ruhrort, das durch seine landschaftlichen Schönheiten bestens bekannte Westfalenland erreichen ohne lästiges Umsteigen mitmachen zu müssen. Der Schiffahrtsverkehr auf der Weser wird durch Hinterraddampfer der Bremser Schiffahrts-Gesellschaften besorgt; besonders rege dürfte sich der Verkehr mit dem industriereichen Ruhrkohlengebiet gestalten. Durch die Verbindung Rhein-Weser ist nun auch die Verbindung mit dem Elbegebiet hergestellt. Es wird eine Fahrt zu Schiff von Basel-Strasbourg bis Berlin möglich sein. Auch das Oberarbergebiet und das Ober-Weichselgebiet ist in den Verbindungsbereich gerückt.

Freundschaft unter Tieren. Aus Wohlen im Aargau wird erzählt: Dieser Tage kam ein Pferd eines Einwohners von Wohlen aus monatelangem Grenzdienst zurück. Das Tier mußte wegen irgend einer Untugend, die erst im Felde, unter ungewohnten Verhältnissen, zutage trat, entlassen werden. Als das Pferd wieder im heimischen Hofe stand, gesellte sich alsbald „Bär“, des Hauses treuer Hüter, heulend vor Freude bei seinem Hausgenossen ein. Eine unbändige Freude bezeugte der sonst so ruhige Hund. Um seinen aufmerksam dreinschauenden Freund unablässig herum- und unter ihm durchspringend, das durch Häusern und Scharren erwibert wurde, machte „Bär“ plötzlich ganze Wendung und begab sich in die ebenerdig gelegene Wäld, wo die Hausfrau ihres Amtes waltete. Bald hatte diese begriffen, was der Hund von ihr begehrte. Mit einem großen Brotrest kam er nach kurzer Weile wieder dahergesamt, denselben seinem Freund „Hans“ darbietend. Keinem der Hausgenossen und der übrigen Zeugen blieben bei dieser Bewillkommungszene die Augen trocken.

— Tierverluste im Kriege. Es ist kaum möglich, sich eine genaue Vorstellung von den Tierverlusten zu machen, die der Weltkrieg erfordert.